

Philipp II.

Autor(en): **Azorin**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **20 (1952-1953)**

Heft 8

PDF erstellt am: **26.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-759336>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

PHILIPP II.

Von Azorin

«Der Vorhang zur Bühne — zur Bühne der Geschichte — hat sich langsam gehoben. Sind wir im Jahre 1560, 1570 oder 1590? Was wir — im Geiste — miterleben, ist eine Stunde aus dem Leben Spaniens.»

(Aus der Ansprache, die der Autor bei seiner öffentlichen Aufnahme in die Real Academia Española hielt.)

Der Greis

Das erste, was wir erblicken, ist ein Greis in seinem Gemach. Das Gemach befindet sich in einem riesigen Gebäude aus grauem Stein. Auf den glatten, breiten Fassaden sieht man viele hundert kleine Fenster. An lichten Tagen strahlt der Himmel in klarem Blau. Die Dächer sind dunkel. Turmsegler und Schwalben kreisen leise und unaufhörlich um die hohen Türme. Die vielen hundert kleinen Fenster erhellen eine Unzahl von Gemächern, Stuben und Korridoren. Der Schritt hallt laut unter den steinernen Gewölben. Die ganze Landschaft strebt auf das ungeheure Gebäude hin. Das Gebirge ist kahl und starr. Schwärzlich sticht der Buschwald an seinen Hängen von ihm ab. Die Felsen, die zwischen dem strengen Grün hervorschauen, erscheinen als scharfe Spitzen oder mächtige Kegel. Alles in der Landschaft — Farbe und Linie — hilft mit, die Geschlossenheit und Wucht des gewaltigen Baus zu erhöhen. Und hinter dem Horizont breitet sich nach allen vier Himmelsrichtungen und doch unlösbar mit dem großen Palast und dem kleinen Gemach im großen Palast verbunden ein weites, mächtiges Reich aus. Ueber alle Straßen der Welt, über Meere, Ebene und Berge wandert eine Unzahl von Menschen. Von Menschen, die zum riesigen Gebäude gehen oder von ihm zurückkommen. Und über dem Haus, das solch ungeheure Macht verkörpert, kreisen in dieser friedlich klaren Abendstunde mit schrillum Schrei die Schwalben um die Türme.

Der Greis sitzt in seinem Gemach. Die kleine Tür ist geschlossen. Ein Schwarm von Besuchern und Dienern breitet sich in steter Bewegung durch Gänge und Zimmer aus. Von Hof zu Hof, von Gang zu Gang, von Raum zu Raum lichtet sich die Menge ein

wenig. Und im selben Maße, wie sie kleiner wird, werden auch die Schritte langsamer und die Stimmen leiser. Die lange Reihe von Räumen hat die Besucher mählich aufgeschluckt. Schon befinden sich im Vorgemach des Greises nur noch wenige Edelleute und Diener. Die kleine Türe ist geschlossen. Der Greis sitzt vor einem mit rotem Tuch bedeckten Tisch. Bücher und Papiere breiten sich über den Tisch. Ein silbernes Glöckchen schimmert auf dem roten Tuch. Der Greis hat einen Augenblick aufgehört in den Papieren zu lesen, die in seinen Händen lagen. Er hat die Ellbogen auf die Armlehnen gestützt und den Kopf in die Hand geneigt. Das Antlitz des Edelmanns ist blaß, sein Bart weiß. Und in den Augen — klaren blauen Augen — liegt eine tiefe Schwermut. Der Greis ruht aus und denkt nach. Traurigkeit übermannt ihn. Es ist, als ob alles Unglück, alle Angst, alle Schicksalsschläge sich zusammengetan hätten, um ihn niederzudrücken. Im Zimmer steht auf einem Altaraufsatz, gegenüber dem Tisch, eine Statuette der Jungfrau. Fünfzig Jahre lang hat diese Statuette den Greis überallhin begleitet. Stunde um Stunde, Jahr um Jahr war die Jungfrau Zeugin aller Regungen und aller Worte des Greises. Der Edelmann hat die Augen erhoben und sie in glühender Hingabe auf das Bild gerichtet. Immer mehr hat der Tod die Wesen weggerafft, die ihm am teuersten waren. Verwandte, Freunde, treue Diener, alle sind hingeschwunden. «Fast alle, die ihm teuer waren, sah er sterben: Eltern, Kinder, Frauen, Günstlinge, Minister und Höflinge von großem Ansehen», sagt Baltasar Porreño von diesem Greis —; «auch viel Besitz kam ihm abhanden; aber er trug alle Schläge des Schicksals mit solchem Gleichmut, daß die Welt darob staunte.» Vor wenigen Augenblicken hat man dem Alten den Tod eines getreuen Höflings gemeldet. Den Blick auf das Bild geheftet, hat er sich vom Sessel erhoben. Auf seiner Brust gleißt an einer Seidenschnur, über dem Samt der schwarzen Jacke, ein kleines goldenes Lamm. Der Greis steht auf und tritt zum Bild, um vor ihm niederzuknien. Mit einem feinen Tuch hat er die Tränen aus den Augen gewischt. Da öffnet sich plötzlich die Tür, und ein Edelmann steht auf der Schwelle. Ueberrascht und unwillig erhebt sich der Greis. Der Edelmann an der Tür bleibt starr und unbeweglich stehen und wird sehr blaß. Auch der Greis ist unbeweglich und blaß. Sein Blick weicht nicht vom Edelmann an der Türe. Dieser wagt es nicht, sich zu bewegen. Und langsam — während seine Hände ein wenig zittern —, langsam spricht der Greis: «Benavides, Ihr könnt Euch in Euer Haus nach Avila zurückziehen.» Der Edelmann verbeugt sich tief und verschwindet. Und wieder schließt sich die Türe des Gemachs.

Besinnung

Der Greis hat sein Gemach verlassen und ist in den Garten hinausgetreten. An seiner Linken hängt der Rosenkranz, die Rechte berührt von Zeit zu Zeit einige Papiere, die in seinem Gürtel stecken. Im Garten ist der Greis stillgestanden. So betrachtet er die Landschaft. Die Hofleute stehen unbeweglich und ein wenig abseits. Der Greis betet und sinnt. Langsam sinkt die Dämmerung herab. Das Leben ist kurz und hinfällig. Alles hier zeugt von Stärke und Dauer; das riesige Gebäude, die dunklen, wilden Felsen, die üppig belaubten Bäume. Dem Nachdenklichen aber spricht alles in der Welt von der Vergänglichkeit des Seins. Ein Luftzug, der Hauch eines Kranken, ein Krug Wasser genügen oft, um uns den Tod zu bringen. Der Tod schafft rastlos im ganzen Weltall. Im Garten, vor dieser Landschaft, betet der Greis und sinnt. Seine Augen schauen lange, lange in die Ferne. Alles, was vor ihm liegt, spricht von Macht und Stärke. Und alles geht langsam, unaufhaltsam dem Tode entgegen. Was wird vom ungeheuren und mächtigen spanischen Imperium im Laufe der Jahrhunderte bleiben? Und was wird wohl aus allen Reichen der Welt, nach tausend und aber tausend Jahren, nach tausend und aber tausend Jahrhunderten? Ein schöner Abend dämmt nieder. Alle Reiche der Welt werden sich im Laufe der Zeit, der unermesslichen Zeit, ablösen und verwandeln, leicht, mühelos und schnell wie die Schwalben, die in der Dämmerung in schwindelnden Kreisen um die hohen Türme ziehen. Viele Jahre später wird ein Mönch eine Abhandlung über das Zeitliche und das Ewige schreiben. Die Welt ist wandelbar, aber die Leiden des Verdammten dauern ewig. Seit sich der erste Mensch selbst verurteilte, am Anfang der Welt, hat es für den Verdammten kein anderes Los gegeben, trotz aller Umstürze im Laufe der Jahrhunderte. Große Reiche lösten einander ab, für ihn war alles ein flüchtiger Augenblick. Die Assyrer zogen über die Welt, dem Sünder bedeutete dieser Wechsel nichts. «Zuletzt gelangten alle Macht und die Königsherrschaft an die Meder, und ganz Asien wurde umgewandelt; und obwohl dieses Reich dreihundert Jahre dauerte, ging es schließlich unter, und die Perser kamen an die Macht. Später kamen die Griechen, und nochmals wurde die Welt umgewandelt. Darauf die Römer, und das war ein größerer Wechsel als alle vorherigen; aber auch das Reich der Römer ist untergegangen; für jenen Unglückseligen aber hatte keine der erfolgten Umwälzungen und Veränderungen Gültigkeit.» Alles schreitet dem Nichts entgegen. Könnten wir das langsame Zerstörungswerk der Zeit in

einem einzigen Augenblick belauern, sähen wir in einem grauenhaften Orkan, zwischen Flammen und Wirbelwinden, Trümmer von Häusern, Stücke von Bildwerken, zersplitterte Throne, Szepter, Knochenhaufen, Brokatstoffe, Schmuckstücke, Wiegen, Särge . . . und alles stürzt in wirrem Durcheinander und in chaotischem Sturze der Unendlichkeit zu. Der Greis sinnt und betet. Unbeweglich steht er vor der Landschaft. Plötzlich hat er ein leichtes Zeichen gegeben. Ehrfürchtig hat sich ihm ein Höfling genähert. Mit milder Stimme gebietet der Greis: «Sagt Benavides, er solle nicht von meiner Seite gehen.»

Der Kurier

Der Kurier eilt über Wege und Stege, über alle Pfade Spaniens. Von den Küsten des Nordens her muß er nach Madrid oder zum Escorial. Er geht schneller und leichter als die Post, welche die königlichen Reichsstraßen benützt. In seiner Ledertasche auf dem Rücken trägt er ein zusammengefaltetes Schriftstück. Eine unheilvolle Botschaft muß in seinem Bündel sein. Der Kurier geht schnell, seine Füße berühren kaum den Boden. An fremden Küsten, weit weg von Spanien, speit das aufgewühlte Meer Ueberreste von Takelwerk, Bretter und Mastbäume auf den Sand oder auf die Klippen; Ueberreste von Schiffen, die unbesieglich schienen. Der Kurier geht schnell. Schon läßt er die grüne Erde und den Himmel des Nordens hinter sich. Wie er nachts zu einer Herberge gelangt, schickt er sich an auszuruhen; er weiß schon etwas von den Schreckensnachrichten, die er in seinem Felleisen trägt. Sein Gesicht ist traurig. Die Menschen fragen nach dem Grunde seiner Trauer. Die Unheilsbotschaft breitet sich über den ganzen Ort aus; ein Edelmann, der zurückgezogen in seinem Stammsitz haust, eilt herbei. Man bespricht hierauf im Hause das große Unglück; der Edelmann betrachtet traurig seine Kampfausrüstung. Und beim Morgengrauen zieht der Kurier mit seiner Ledertasche weiter. Er überschreitet Gebirge, durchwatet Flüsse, überquert Ebenen. Immer eilt er schnell, ohne zu rasten. Der Schatten der Bäume ist nicht für ihn; die Hütten der Hirten halten ihn nicht zurück. Nachts ruht er einige Stunden, vor Tagesgrauen ist er schon wieder auf den Beinen. Der Escorial und Madrid sind sein Ziel. An fremden Küsten wiegen sich im heiseren Brausen des Meeres zwischen grünen Algen Bretter, Takelwerk und Mastbäume. Es sind die Ueberreste einer Flotte, die später von den Feinden spöttisch die unbesiegliche genannt werden wird.

Und überall, wo der Kurier vorübergeht, bleibt eine Spur der Trauer zurück. Bald wird ganz Spanien von der Unheilsbotschaft erfüllt sein. Im Escorial oder in Madrid wird ein Greis vor einer kleinen Jungfrau niederknien. Sein Antlitz ist umdüstert. Für Spanien schlägt eine Stunde der Entscheidung. Wird die Geschichte dem Lande neue Möglichkeiten bieten? Niemand weiß, welche Stunde in der Geschichte zwei Epochen voneinander trennt. Aber die Kunde, die der Kurier in seinem Felleisen trägt, wird den Greis in seinem Gemach zum Nachdenken bringen. Ganz Spanien wird sich besinnen. Welches ist wohl das Geschick, das die Zukunft für Spanien bereithält? Wird das Vaterland abermals groß, oder geht es unweigerlich dem Untergang entgegen? Eine Welt ist entdeckt worden, Spanien ist daran, sich eine zweite, große Heimat zu schaffen. Und gerade in diesen Tagen der Verzweiflung ist Spanien die fruchtbarste der europäischen Nationen. Der Kurier eilt über Ebenen und Gebirge; kaum berühren seine Füße den Boden. Wenn es Freude wäre, was er in seinem Bündel trägt, könnte er wohl kaum so eilen. Das Unglück hat schnellere Füße; kaum hat sich die Katastrophe ereignet, so fliegt die Kunde schon durch alle Länder des spanischen Reichs.

Uebersetzt von Waltrud Kappeler